Gossner Mission www.gossner-mission.de 1/2013

Gossner INFO

DISKRIMINIERT: Frauen in Indien

NALUYANDA: Mitgift sichert Zukunft

CHAURJAHARI: Krankenschwester hilft in Nepal

EDITORIAL & INHALT

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit Dezember macht Indien weltweit Schlagzeilen. Negativschlagzeilen. Eine junge Frau ist grausam misshandelt, vergewaltigt und getötet worden. Ganz Indien ist erschüttert und geschockt. Der Ruf nach Veränderung im Land wird immer lauter. Anfang Februar begann der Prozess gegen die sechs Beschuldigten und so rückten die gesellschaftlichen Gegebenheiten Indiens erneut in den Focus der medialen Aufmerksamkeit.

Auch wir wollen in dieser Ausgabe das Thema aufgreifen. Wir lassen eine Frau aus Indien selbst zu Wort kommen: Mercy John, Krankenschwester, gebildet und emanzipiert, vergleicht das Leben der Frauen in Indien mit dem Leben im Meer: Es sei ähnlich vielfältig und unermesslich. Heiter und traurig, fröhlich und schrecklich, voller Pracht und voller Zerstörung. Einerseits Frauen, die selbstbewusst durchs Leben gehen – und andererseits Frauen, die unter Missachtung und Misshandlung leiden; meist still leiden, von der Kultur und Gesellschaft zum Schweigen gebracht.

Was für die Frauen gilt, gilt fürs ganze Land. Vielfältig und kontrastreich! Das stellen die beiden anderen Texte aus Indien unter Beweis: da geht´s um die Jugend der Gossner Kirche, die voller Initiative und Tatendrang ist, und um die ausgeprägte Solidarität in der Adivasi-Gesellschaft, die unseren jungen Freiwilligen Johannes Heymann stark beeindruckt hat.

Eine spannende Entwicklung beobachten wir in Sambia: „Unser Kind“ Naluyanda wird erwachsen. Nach Nepal haben wir eine junge Krankenschwester entsandt; und aus Uganda meldet sich Bischof Gakumba zu Wort.

„Viel Stoff“ für die aktuelle Ausgabe; viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Jutta Klimmt
Presse- und Öffentlichkeitsreferentin

INDIEN

Zum Schweigen gebracht: Frauen in Indien 6

Jugendzentrum:
Der Traum vom eigenen Haus 10

Ein Jahr in Ranchi:
Keine Stadt zum Flanieren 12

NEPAL

Hospital Chaurjahari: Berg und Tal 14

SAMBIA

Naluyanda: Mitgift sichert Zukunft 18

Wandbilder: Verborgene Schätze 20

UGANDA

Erst Frieden, dann Gerechtigkeit 23

DEUTSCHLAND

Roma: In Deutschland nicht willkommen? 26

EDITORIAL 2
ANDACHT 3
NACHRICHTEN 4
POSTEINGANG 16
IDEEN & AKTIONEN 28
ZUGUTERLETZT 30
IMPRESSUM 31
PROJEKT 32

„Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13,14)

Es ist Neujahr. Grau liegt der Tag vor uns. Im Radio wirbt ein Sender dafür, die verbliebenen Ferientage zu nutzen und verlost ein „Mega-Monster-Kultur Event“: Los geht es mit einem Ausstellungsbesuch bei Nofretete, danach ins Theater, Abendessen im Operncafé, Tagesausklang in einer Bar mit einer Live Soul Musik, Frühstück bei Mövenpick, danach Galakonzert im Schauspielhaus mit Straußwalzern, Stadtrundfahrt im historischen Bus, abschließend Kinopremiere des neuen Ballerfilms mit Tom Cruise mit anschließender Party ... Das alles, hier und jetzt und gratis. Mir ist bei der Aufzählung ganz schlecht. Wer macht so etwas freiwillig? Wahrscheinlich darf man einfach nichts verpassen.

Wir entscheiden uns stattdessen für einen Neujahrsspaziergang. Außer Hundebesitzern und verkaterten Familienvätern ist keiner draußen. Wo sind die Menschen der Stadt? Wahrscheinlich im Internet. Nichts verpassen. In der kurzen Pause zwischen Spaziergang und Kaffeetrinken schaue ich schnell mal nach E-Mails, den guten Neujahrswünschen von Freuden aus der Gossner Kirche. Ich will nichts verpassen ...

„Es ist aber noch Feiertag!“, sagt meine Frau. Wie so oft hat sie Recht. In der alten Zeit war die Ubiquität – die Allgegenwart – eine Eigenschaft Gottes. Mir ist so, als ob wir Gott beinah einholen, schon allein durch die Möglichkeit, medial an mehreren Orten gleichzeitig zu sein.

Die Entgrenzung von Orten geht einher mit einer Entgrenzung von Zeiten. Das hat oft ungesunde Folgen. Wir sind ja nicht Gott – allgegenwärtig sein wollen, bleibt nicht ungestraft! Längst verschwimmen die Grenzen zwischen Arbeit und Urlaub, Dienst und freier Zeit. Segen und Fluch der Bewohner der irdischen Stadt ist ihre Gleichzeitigkeit. So sind in jeder Minute viele Möglichkeiten verfügbar, im Hier und Jetzt etwas zu genießen. Die Option der Gleichzeitigkeit soll den Durst nach Lebensfülle löschen. Dabei sagen nicht nur die Älteren, dass die Zeit sich immer schneller wandelt und man Mühe hat, Schritt zu halten.

Der Wandel ist das eherne Gesetz der irdischen Stadt, in der wir das Beste suchen sollen. „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ Der Hebräerbrief erinnert: Du musst so nicht leben. Das Karussell der Gleichzeitigkeit wird ohnehin irgendwann anhalten. Lebensfülle und Segen wirst Du nicht finden, soviel Du auch gleichzeitig tust und erleben willst. Der Blick auf die zukünftige Stadt zwingt zur Unterbrechung. Worauf hoffst Du? Dass es gut wird mit Deinem Leben und Du einen Platz findest in der künftigen Stadt. Dort soll ein Festmahl der Völker sein, die Fülle des Lebens. Wir sind auf dem Weg dahin; angehalten, Einladungen zu dieser Zukunft bei Gott zu verteilen, vor Ort und weltweit. Wie? Durch Beten und Tun des Gerechten. Darin sollen wir geschäftig sein. Nicht gleichzeitig, aber zu aller Zeit.

Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor
der Gossner Mission

START

Mit dem Botschafter ins Gwembe-Tal

Gerade erst gelandet und schon ein erster Höhepunkt der Arbeit: **Hildegard Wolf** und **Wolfgang Pfeifer**, seit Be-

Foto: Gerd Herzog

ginn des Jahres unsere neuen Mitarbeiter in Sambia, reisten kurz nach ihrer Ankunft drei Tage lang gemeinsam mit **Bernd Finke**, seit 2011 deutscher **Botschafer in Sambia**, ins Projektgebiet Gwembe-Tal. Hier wollten sie das Projekt kennen lernen, mit dem Ende der 60er Jahre die Arbeit der Gossner Mission in Sambia begann. Hildegard Wolf und Wolfgang Pfeifer waren beim Epiphaniasempfang der Gossner Mission und des Berliner Missionswerkes am 6. Januar in Berlin offiziell verabschiedet worden (Foto). Der Vertrag ihrer Vorgänger in Lusaka, Eva Schindling und Dr. Wolfgang Bohleber, endete nach Übergabe der Geschäfte Ende Januar (wir berichteten).

REZENSION

Soziale Not und Kampf der Naxaliten im Blick

Arundhati Roy ist eine bekannte indische Schriftstellerin. Weltweit prämiert wurde ihr Buch „**Der Gott der kleinen Dinge**“, in dem sie in halbbiographischer Sicht ihre Kindheit in einer christlichen Familie im südindischen Bundesstaat Kerala beschreibt. Bereits in diesem Buch berührt die Autorin die politische Bewegung des Marxismus in Indien mit ihrer radikalpolitischen Ausprägung der Naxaliten. Verschiedentlich haben wir in unserer Zeitschrift über dieses Problem berichtet, da es vor allem die Landgemeinden unserer Partnerkirche betrifft. Arundati Roy legte nun einen Essay vor, der sich erneut mit dieser Bewegung auseinandersetzt. Dem programmatischen Titel entsprechend erzählt Roy, wie sie mit naxalitischen Guerilleros in den Dangakaranya-Wäldern im südlichen Chattisgarh Kontakt aufnimmt und sie begleitet.

Die Perspektive der Gondh-Bevölkerung ist, ähnlich der Adivasi in Jharkhand, davon geprägt, dass sie ihr Land an Konzerne abgeben muss, die große Staudammprojekte bzw. Bergbau aufgrund des reichen Eisenerz- und Bauxitvorkommens umsetzen wollen. Dabei verbleiben von jeder geförderten Tonne Eisenerz ca. 40 Cent in der öffentlichen Hand, während das Unternehmen 75 Euro einnimmt. Dem Geschäft der Industrialisierung steht die tribale Bevölkerung im Wege, die für sich ein eigenes Landrechtssystem reklamiert. Seit dem 19. Jahrhundert gab es um dieses Landrecht immer wieder Konfrontationen, verschiedene Aufstände gegen die Kolonialmacht oder die Zamindare (Steuereintreiber der Mogulen). In Andra Pradesh entstand aus einer unmittelbaren Auseinandersetzung zwischen Bauern und Großgrundbesitzern, in welche die Kommunistische Partei Indiens

NEU

Gossner Mission jetzt auf Facebook

Die Gossner Mission ist nun auf Facebook zu finden! Neues zu unserer Arbeit, zu Veranstaltungen, aktuellen Terminen und Projekten erfahren Sie ab sofort auch dort. **Die Seite ist öffentlich**, also auch für diejenigen einsehbar, die nicht bei Facebook registriert sind. Wir laden Sie ein: Schauen Sie sich die Seite an, schreiben Sie uns, wie sie Ihnen gefällt – und **klicken Sie auf den „Gefällt mir“-Button**!

www.facebook.com/GossnerMission

verwickelt war, eine Art Guerilla-Armee (Peoples War Group). Sie setzt sich gegen die Zugriffe der Polizei und Armee zur Wehr, deren Wucht durch die Operation „Green Hunt“ zugenommen hat.

Arundhati Roy begleitet auf ihrer Wanderung die Mitglieder dieser gut organisierten mobilen Guerilla-Armee. Neben der Motivation der zumeist jungen Kämpfer beschreibt sie auch, wie sich die Naxalitische Bewegung neben dem Widerstand für eine Selbstorganisation der Dörfer einsetzt, durch die landwirtschaftliche Arbeit und Bildung lokal organisiert wird. Dabei entsteht vor den Augen des Lesers ein alternatives soziales Lebensmodell der Dorfgemeinschaften, dem die Lebensgrundlage, das Land, zunehmend entzogen wird. Diese soziale Not ist der eigentliche Herd des Krieges in den Wäldern im Nordosten Indiens. Roy arbeitet dies in ihrem Essay parteilich heraus. Dabei verschweigt sie bei aller Sympathie für die Widerstandsbewegung nicht die gegenseitige Gewalt, etwa wenn Polizisten Leichen „wie erlegte Tiere aus dem Wald“ tragen, da sie Prämien dafür bekommen oder wenn Naxaliten ein ganzes Dorf auslöschen, weil sich darin „Verräter“ befanden. Sie verschweigt bei aller Sympathie nicht ihre Distanz zur Ideologie der Naxaliten, deren Anführer Charu Mazumdar sich an Mao und China orientiert. Jetzt scheint sie eine „Armee das Volkes“ zu sein, aber „wie leicht kann sich die Armee des Volkes gegen das Volk wenden. Die Partei hat immer recht, nur kann sie ihre Meinung ändern.“ Diese Differenzierungen vollziehen die Herausgeber in ihren begleitenden Texten zum Buch nicht mit. Aber ihnen gebührt ein großer Dank, diesen Essay zugänglich gemacht zu haben. Wir wissen und ahnen ja kaum, in welcher Not die Landgemeinden sind.

Dr. Ulrich Schöntube

Arundhati Roy: Wanderung mit den Genossen, hrsg. von Einar Schlereth. Frankfurt am Main: Zambon Verlag, 2011.

GOSSNER-SONNTAG

Wohlstand ohne Wachstum

Zum **Gossner-Sonntag** am 3. März, ab 14.30 Uhr, lädt der Verein „Gossner-Haus Mainz“ ein. Thema in diesem Jahr: „Wohlstand ohne Wachstum“. Referenten werden sein: Norbert Bernholt, Geschäftsführer der Akademie Solidarische Ökonomie, Lüneburg, sowie Dr. Brigitte Bertelmann, stv. Leiterin des Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau. Ort: Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung, Mainz, Albert-Schweitzer-Straße 113-115.

Anmeldung: ernst.pohl@gmx.de

VORBEREITUNG

Zwei weitere junge Leute nach Indien

Christoph Schiffner (19) aus Hamburg und **Katharina Otto** (18) aus Hannover werden ab 1. März für ein halbes Jahr als **Freiwillige** zur Gossner Kirche nach Indien ausreisen. Die beiden jungen weltwärts-Freiwilligen, die die Gossner Mission in Kooperation mit dem Verein Deutsch-Indische Zusammenarbeit (DIZ) entsendet, werden dort die Jugendarbeit der Kirche unterstützen. Zur Einstimmung auf Gossner-Themen stand zunächst in Berlin ein Rundgang gemeinsam mit Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** auf den Spuren des Missionsgründers an. Mit Schiffner und Otto entsendet die Gossner Mission nach Johannes Heymann (s. Seite 12) zum zweiten Mal Freiwillige nach Indien. Ab Sommer werden weitere Plätze frei.

Bei Interesse an Freiwilligenplätzen für Indien bitte melden: info@gossner-mission.de

Foto: Gerd Herzog

Foto: © winni - Fotolia.com

Zum

Ganz Indien ist erschüttert und tief bewegt. Der Fall der jungen Frau, die von sechs Männern vergewaltigt und getötet wurde, hat eine landesweite Diskussion über die Rolle der Frau in der indischen Gesellschaft ausgelöst. Längst vor dem schrecklichen Verbrechen entstand dieser Artikel, der die gesellschaftlichen Zusammenhänge aus der Perspektive einer in Indien lebenden Frau beleuchtet – und nun aktueller ist denn je.

Was immer über Indien gesagt wird, das Gegenteil ist ebenso wahr. Die Lebenssituationen von Frauen in Indien zu beschreiben, ist, als wenn man das Leben im Meer beschreiben müsste: es ist unermesslich, vielfältig, immer wieder anders, farbenprächtig, traurig, fröhlich, schrecklich, voller Lebendigkeit, vernichtend... Die Liste ließe sich endlos fortführen. Natürlich muss man auch unterscheiden zwischen der Situation der Hindu-Frauen und der Situation von Adivasi-Frauen. Wenden wir uns hier vor allem der Mehrheit im Lande, der hinduistischen Gesellschaft zu.

Ich möchte einige Frauenleben vorstellen:

1 **Pratibha Patil** – Das höchste Amt in Indien ist das des Präsidenten. Zum ersten Mal in unserer Geschichte bekleidet mit Pratibha Patil eine Frau das Amt. Sie verkörpert Macht, Status und viele andere Attribute. Wir haben noch weitere Frauen, an der Spitze von anderen Staaten, wie in West Bengal, Tamil Nadu und Uttar Pradesh. Von der Präsidentin bis zur Bürgermeisterin eines Dorfes – es gibt bei uns viele Frauen in Leitungspositionen, auch Frauen, die hohe Verwaltungspositionen innehaben sowie eine Anzahl von Frauen in Wirtschaftsunternehmen, politischen Gruppen, Körperschaften, Institutionen, Organisationen und so

Frauen in Indien: heiter, traurig, unterdrückt, diskriminiert

Von MERCY JOHN

SCHWEIGEN gebracht

weiter. Diese Frauen haben Macht und sind bereit etwas anzupacken. Sie sind Symbole von Effizienz – die nach vorne streben!

2 Arundati Roy – Indien hat Frauenrechtlerinnen und Frauen, die sich auch auf politischer Ebene für Frauenrechte einsetzen. Sie schreiben, und melden sich zu Wort, wenn es um ethische Fragen geht, sie diskutieren kontrovers problematische Themen sowohl in konservativen als auch in fortschrittlichen Parteien. Diese Frauen stehen für Mut und differenziertes Denken.

3 die Meenas – Was macht Ihre Mutter beziehungsweise ihre Frau? „Ach, nichts, sie ist nur Hausfrau." Ein landläufiger Satz, der auch heute immer wieder zu hören ist. Ich möchte einen Tag im Leben einer Frau auf dem Dorf beschreiben; einer Frau, von der man behauptet, dass sie nur die Hausarbeit macht.

Diese Frau sammelt Feuerholz und balanciert das schwere Holz auf ihrem Kopf nach Haus. Sie trägt das Wasser aus dem Brunnen in Krügen auf ihren Hüften. Auch bei der Feldarbeit ist es die Frau, die die Reisfelder bestellt. Stunde um Stunde steht die Frau mit gebeugtem Rücken im Wasser. Was auf die Dauer zu schweren Rückenschäden führt.

Im Haus muss sie kochen, die Kinder versorgen und sie auf die Schule vorbereiten – wenn sie denn zur Schule gehen – sowie das Essen für den Mann zubereiten. Wenn alle das Haus verlassen haben, wird sie die Wäsche waschen, putzen und die nächste Mahlzeit vorbereiten. Die Hausfrau ist die erste, die aufsteht und die letzte, die abends ins Bett geht – nachdem all das gemacht ist, was nicht als Arbeit zählt.

Die Versorgung von Kindern oder die Betreuung von Kranken in der Familie ist nicht einmal berücksichtigt. Hinzu kommt, dass diese Frauen oft noch nie eine Vorsorgeuntersuchung während ihrer Schwangerschaft wahrgenommen haben. Statt zur Gesundheitsvorsorge zu gehen, verschieben sie immer wieder ihr Vorhaben. Dabei spielt Geld eine Rolle – und der starke Einfluss der Schwiegermütter. Diese Faktoren können den Müttern während der Schwangerschaft und bei der Geburt das Leben kosten. Dann taucht die Frau als Nummer in der Sterberate-Statistik wieder auf.

Aber ist eine Mutter nur eine namenlose Nummer? Unser Land hat viele Frauen, die in aller Stille leiden. Sie werden zum Schweigen gebracht durch die Kultur und die Gesellschaft. Durch die Nichtachtung der anderen. Frauen werden zum Schweigen gebracht, weil sie in unserer Gesellschaft gesehen, aber nicht gehört werden sollen. Sie werden nicht zuletzt auch zum Schweigen gebracht von religiösen Fanatikern.

4 die Namenlosen und Ungeborenen. Die Notwendigkeit, einen Jungen zu gebären, ist nach wie vor sehr wichtig in der indischen Kultur. Das Land wird unter Männern aufgeteilt. Es ist der Sohn, der das Feuer auf

den Begräbnisstätten entfacht; die Mitgift der Brautfamilie wird an die Familie des Bräutigams gegeben.

Das sind einige der Gründe, warum Eltern einen Jungen gegenüber einem Mädchen vorziehen. Von der Geburt bis zum Tod erfahren Mädchen beziehungsweise Frauen Ablehnung. So entscheiden sich viele Familien auch heute noch für eine Abtreibung, wenn sie erfahren, dass ein Mädchen zur Welt kommen wird. Das belegen auch die Zahlen der letzten beiden statistischen Erhebungen von 2001 und 2011. Tatsache ist, dass Jungen nach wie vor viel mehr Beachtung geschenkt wird. Das zeigt sich etwa bei der Auswahl des Essens, der Gesundheitsvorsorge oder Bildung. Mit der Folge, dass Frauen später unter Mangel- oder Unterernährung leiden, dass sie eine weniger hohe Lebenserwartung und eine schlechtere oder gar keine Bildung haben.

Viele der Armen sind überzeugt, dass eine Ziege oder eine Kuh viel wertvoller ist als ein Baby, das etwa an Blutarmut stirbt. Denn ein Tier hat Geld gekostet, während ein Baby umsonst zu haben ist nach dem Motto „Wenn ein Kind stirbt, dann kommt eben ein neues“.

Wenn vor einer Hochzeit die gestellten Forderungen nach einer Mitgift nicht erfüllt werden können - wegen zu großer Armut oder auch einfach, weil die Forderungen zu hoch sind – leiden viele junge Frauen unter psychischen oder körperlichen Qualen, die sie in Verzweiflung stürzen und manchmal bis zum Tod führen können. Nach der Hochzeit hat die Frau dem Ehemann und später den Söhnen zu gehorchen. In den Augen der Männer ist die Frau eine Dienstmagd und eine Gebärmaschine, die Jungen gebären soll, und schuld daran ist, wenn es „nur“ ein Mädchen wird.

Daneben gibt es noch den Schrei der Frauen, die sich prostituieren, mit der Duldung von Polizei und Regierung. Sie tun das, was sie tun, weil sie arm sind. Manche Prostituierte sind so starken Zwängen unterworfen, dass ihnen als einziger Ausweg nur der Tod bleibt. Ironischerweise bezeichnen wir Indien als unser Mutterland und nicht als Vaterland! Wir sagen „Bharat matha ki jai’“. Gemeint ist: „Wir grüßen unsere Mutter Indien“ .

Es gibt allerdings auch Nischen in unserem System, in denen die Frauen große Wertschätzung erfahren. Zum Beispiel dort, wo das Land zwischen den Töchtern geteilt wird; dann ist es der Name der Frau, der an die nächste Generation weitergegeben wird, und der Bräutigam zahlt den Brautpreis. In Stammeskulturen, in denen Frauen respektiert und geachtet werden, ist auch die Rate von gesunden Kindern sehr hoch. In diesen Regionen sind es Frauen, die die Finanzen verwalten, und in einigen Gegenden müssen die Ehemänner ihre Frauen fragen, wenn sie Geld brauchen – besonders wenn es um den Kauf von Alkohol geht.

In den Augen vieler Männer in Indien ist die Frau Dienstmagd und Gebärmaschine.

Als persönliche Randnotiz möchte ich zum Ende noch kurz auf einige weibliche Mitglieder meiner Familie eingehen.

1 **Leelamma Abraham** – meine Mutter. Sie hat ihr Leben lang zusammen mit meinem Vater in einem christlichen Buchladen und Verlag gearbeitet.

2 **Rebecca Oommen** – meine Schwiegermutter, die eine theologische Ausbildung hat und als Lehrerin gearbeitet hat. Sie hat sich selbst entscheiden, zu Hause zu bleiben, als die Kinder kamen. Das hat der Familie eine solide Grundlage gegeben.

3 **Anna Oommen** – meine Schwägerin. Sie ist Psychologin und hochqualifiziert und eine patente Mutter von zwei Mädchen. Eine Frau voller Leben und sehr bodenständig. Sie ist für alle da, die sie brauchen.

4 **Mary Ramsamy** – eine andere Schwägerin. Sie ist Ärztin und hat ihr ganzes Leben in einem Krankenhaus der Mission gearbeitet. Vor kurzem verließ sie ihr geregeltes Leben im Krankenhaus, um in einer abgelegenen Gegend mit geringen Möglichkeiten zu arbeiten. Dort ist zum Beispiel Elektrizität nicht selbstverständlich. Das Dorf hat ihr wenig zu bieten. Diesen Schritt in einem Alter von 53 Jahren zu wagen, das ist bewundernswert.

5 **Sara Koshy** – eine weitere Schwägerin. Sie ist Krankenschwester. Für sie haben Werte einen hohen Stellenwert. Sie ist von Natur aus ein „workaholic“ und möchte in allem, was sie sagt und tut, ihr Bestes geben.

Diese Frauen, die Liebe, Loyalität, Vertrauen, Dynamik, anderes Denken und viele andere gute Eigenschaften verkörpern, sind in unserer Familie den Männern gleichgestellt. Auch von diesen Frauen gibt es in Indien eine große Anzahl.

Ist es nicht merkwürdig, dass all die Patils, Roys, Meenas und Namenlosen, diese Abrahams, Oommens, Ramsamys und Koshys, dass sie alle Teil unseres Landes sind? Die Vielfalt der Lebensgeschichten von Frauen in Indien – für mich ist sie bei aller Schönheit und Grausamkeit überwältigend. Gleicht sie damit nicht wirklich der unermesslichen Vielfalt des Lebens im Meer?

Der Artikel erschien erstmals 2011 in „welt-bewegt“.

Autorin **Mercy John** ist Krankenschwester und leitet eine Schwesternschule in Bissamcuttack/ Indien.

Foto: Alex Nitschke

Neues Zentrum: Gossner-

Der Traum vom

Selbst ist die Jugend. Und so haben zahlreiche junge Leute aus der Gossner Kirche in Ranchi die Initiative ergriffen und begonnen, ein brach liegendes Haus und Grundstück auf Vordermann zu bringen. Ihr Ziel? Ein echtes Jugendzentrum!

Ziemlich genau ein Jahr liegt es zurück. Da ergriffen zwei junge Leute aus der Gossner Kirche, Alice Dungdung und Ashish Topno, die Initiative und luden den Direktor der Gossner Mission auf seiner Indienreise zu einem Treffen mit Jugendlichen aus der Ranchi-Gemeinde ein. Und etwa 40 Jugendliche kamen und tauschten sich über die Lebensverhältnisse der jungen Gossner-Christen und auch über ihre Sorgen aus. Zur Sprache kam auch das Jugendzentrum auf dem Kirchengelände. Seit gut zwanzig Jahren steht dieses Haus auf einer großen Fläche inmitten des Kirchen-Campus und wurde bisher kaum genutzt. Das Gebäude erscheint mächtig, wurde aber nie richtig fertiggestellt. Der Innenausbau fehlt, auch gibt es keine Toiletten. Und so wurden in den vergangenen Jahren weder Gebäude noch Freifläche genutzt. Dabei hat gerade die Jugendarbeit in der Ranchi-Gemeinde ein beeindruckend breites Feld an Aktivitäten zu bieten.

„Die Begegnung mit Direktor Schöntube hat unsere Jugendlichen inspiriert, und schon wenige Wochen später begannen wir damit, unser Jugendhaus zu nutzen. Das war mit einigem Aufwand verbunden, aber es war letztlich gar nicht so schwer, genügend junge Menschen aus der Gemeinde zu motivieren, um die Bauruine zumindest vom Dreck der letzten Jahre zu befreien“, freut sich Ashish Topno. Zusammen mit Alice Dungdung hat der 27-Jährige die Leitung der Jugendarbeit des „Ranchi Youth Fellowship“ übernommen. Die beiden sind ein gutes Team und verstehen es, ihre Jugendlichen zu motivieren. So fanden sich immer mehr Jungs und Mädchen ein, um im Jugendzentrum

Jugend hat Initiative ergriffen

eigenen Haus

u.a. einen ruhigen Ort zum Lernen zu finden. Denn alle befinden sich in Ausbildung, sei es in Schule oder College oder sie bereiten sich auf eine Bewerbung vor. Und kaum einer findet zu Hause die nötige Ruhe. „Im Februar 2012 ergriffen einige von uns die Initiative, legten etwas Taschengeld zusammen und kauften ein paar Tische und Bänke. Seitdem treffen wir uns regelmäßig“, erzählt Denison Kachhap.

Und auch Johannes Heymann, der seit August 2012 seinen Freiwilligendienst in der Gossner Kirche absolviert, war erstaunt über die vielen Aktivitäten: „Hier stehen immer wieder große Veranstaltungen an, auf die sich die Jugendlichen vorbereiten oder für die sie etwas einstudieren. So wurde zum Beispiel im November der „World Sunday School Day“ mit rund 1000 Kindern und Jugendlichen aus Ranchi und Umgebung zelebriert. Schon Wochen im Voraus fingen wir an, ein gemeinsames Stück zu proben, das ich auf der Geige begleiten durfte.“

Foto: Alex Nitschke

Hoher Besuch im Jugendzentrum: Regionalbischof Dr. Detlef Klahr aus Ostfriesland.

Im Oktober dann stand hoher Besuch an. Regionalbischof Dr. Detlef Klahr vom Sprengel Ostfriesland ließ es sich nicht nehmen, während seiner Reise zur Gossner Kirche auch das Jugendzentrum zu besuchen. Es war eine heitere Begegnung, die vielen in guter Erinnerung bleiben wird. Kurz darauf organisierten die jungen Leute gemeinsam mit dem Theologischen College zum Reformationstag eine Ausstellung zum Leben Martin Luthers.

Mittlerweile haben die Jugendlichen die Entwicklung ihres Zentrums zum Projekt erklärt. Dabei haben sie sich einiges vorgenommen. Es soll ein funktionierender Studienraum mit integrierter Bibliothek entstehen; außerdem ist vorgesehen, einen Konferenzraum einzurichten, der den vielfältigen Aktionen einen angemessenen Raum bietet. Schon heute trägt der Jugendchor zum großen Teil die kirchenmusikalische Arbeit der Gemeinde. Kirchenmusiker Manish Ecka trägt viel dazu bei; und er will das Angebot erweitern. Außerdem soll es zahlreiche Freizeitmöglichkeiten geben: Badminton, Volleyball, Fußball und Hockey sind neben dem Volkssport Nummer Eins, Cricket, sehr beliebt.

Den Jugendlichen ist bewusst, dass es noch viel zu tun gibt. Doch sie können zuversichtlich sein; schließlich haben sie bereits im vergangenen Jahr begonnen, vor Ort Gelder einzuwerben. Ein Anfang ist gemacht. ■

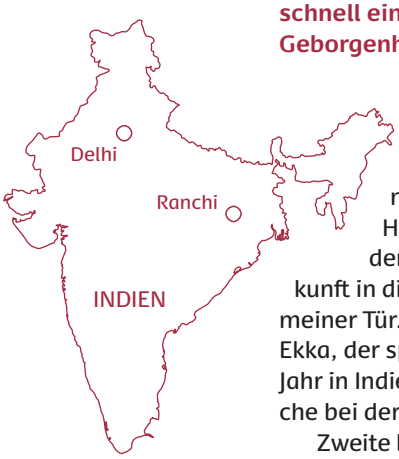
Autor **Alexander Nitschke** ist Mitarbeiter der Gossner Mission in Ranchi/Indien.

Keine Stadt zum Flanieren

Eindrücke aus Ranchi aus Sicht eines jungen Freiwilligen

Von JOHANNES HEYMANN

Ein ganzes Jahr als Freiwilliger bei der Gossner Kirche in Indien. Das ist eine Herausforderung, aber eine mit überraschenden Einblicken. Wer hätte schließlich gedacht, dass sich so schnell ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit einstellen würde?



Beginnen wir mit einem Rückblick. Meine erste Woche: Ranchi, Ankunft. Alles neu. Jeden Tag Tee. Und erste Hindi-Wörter lernen mit Bimal, dem Koch aus meiner Unterkunft in diesen Tagen. Wasserbüffel vor meiner Tür. Und Abendbrot bei Binkas Ekka, der später mein Gastvater für das Jahr in Indien werden wird. Erste Besuche bei der Jugend der Gossner Kirche.

Zweite bis fünfte Woche. Nachtfahrt nach Delhi. Zwei Tage im grässlichsten Moloch aller Zeiten: geschwitzt, gefürchtet, ausgeharrt. Weiterfahrt nach Mussoori, zu meiner Sprachschule. Dort Hindi gelernt, Affen gesehen, das Grab Ferdinand Hahns vergeblich gesucht. Wehmut bei der Abfahrt. Anschließend: Leben und arbeiten in Ranchi. Viel von beidem.

Ich wohne in einer Großfamilie, soll heißen, in einer Sehrgroßfamilie. Sowohl Binkas Ekkas Geschwister als auch seine Kinder und Enkelkinder wohnen alle unter dem Dach eines sehr großen Hauses mitten in Ranchi, und ich habe mein eigenes Zimmer, meinen eigenen Fernseher (sehr wichtig) und komme auch sonst in den Genuss jeglichen Komforts, den ich aus meiner Heimat gewohnt bin. In dieser Familie muss man seine Sachen nicht per Hand waschen, man benutzt eine Waschmaschine; und es gibt jeden Tag morgens, mittags, abends reichlich zu essen, und auch der gefürchtete indische Nachtlärm bleibt häufig in einem erträglichen Maße; es sei denn, die Hunde des Hauses liefern sich Schlachten mit den Streunern der Straße.

Johannes Heymann (Mitte) mit Geige.

Mein jetziger Wochenrhythmus sieht etwa so aus: Zwischen acht und neun Uhr aufstehen. Zwischen zehn und vier im Martha-Kindergarten arbeiten. Danach eine kleine Pause von einer halben Stunde bei Gossner-Mitarbeiter Alex Nitschke. Und dann bis circa sieben Uhr abends mit der Gossner-Jugend Musikstücke einproben und noch einen

Auf dem großen Kirchengelände in Ranchi geht´s gemächlich zu. Johannes Heymann weiß das zu schätzen. (Fotos: Alex Nitschke)

Tee trinken. Gegen halb neun gibt es Essen. Dann bald ins Bett.

Samstag: etwas später aufstehen. Nachmittags zwischen eins und halb drei Deutschstunden geben. Von drei bis sieben Uhr abends Geige unterrichten. Sonntag: Um fünf Uhr aufstehen. Zwischen halb sieben und (variabel) acht bis zehn Uhr Gottesdienstbesuch, neuerdings mit Geige. Danach soll eigentlich ein Besuch bei der Sonntagsschule anstehen, den ich allerdings meistens verpasse, weil Sonntag mein „E-Mail-beantworten-Tag“ geworden ist – in Ermangelung anderer freier Zeiten.

Was mich hier im täglichen Leben am meisten überrascht? Zum einen erfährt man als jemand, der gerade die Schule abgeschlossen hat und noch nicht wirklich weiß, was es heißt, einmal im Arbeitsleben zu stehen, wie sich letzteres anfühlen könnte. Der Sinn des Freiwilligenjahres, das Verrichten sozialer Arbeit, wird hier in Ranchi jedenfalls vollständig erfüllt. Viele Leute erwarten etwas von mir, was ich mir selbst nicht zugetraut hätte, z.B. das Unterrichten von Sprachen. Da die Menschen, die ich unterrichte, wie selbstverständlich davon ausgehen, dass ich auf dem Gebiet kompetent bin, gewinne ich an Selbstsicherheit.

Zum anderen hat sich in Ranchi ein Gefühl der schnellen Solidarisierung mit der christlichen Adivasi-Gemeinde entwickelt, also mit den Menschen, mit denen ich am meisten zu tun habe. Denn das Laufen der immer gleichen Wege, das Treffen der immer gleichen Leute, das Tun der immer gleichen Dinge, es wird nicht langweilig, sondern vermittelt ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. Dieses intensive Gemeinschaftsdenken der Adivasi (indigene Bevölkerung) so schnell zu übernehmen und sich dessen bewusst zu werden, das war eine der interessantesten Erfahrungen, die ich bis jetzt hier machen konnte.

Sicherlich wird das begünstigt durch mein Leben in einer Adivasi-Familie, deren Tagesrhythmus ich automatisch übernommen habe. Zum anderen hängt dies sicher mit der Struktur einer indischen Stadt zusammen. Selbst Ranchi, das im Vergleich zu den indischen Metropolen geradezu niedlich daherkommt, ist einfach keine Stadt zum Herumflanieren, zum gemütlichen Sitzen und zum Kennenlernen anderer Leute. Auch als Berliner lernt man schnell die Gemütlichkeit und Langsamkeit, die einem das scheinbar monotone Leben in den Grenzen der Adivasi-Gemeinde bietet, zu schätzen und fühlt sich dieser Gemeinde bald verpflichtet.

Die Grenzen der Gemeinde sind dabei nicht nur räumlich zu definieren, sondern manifestieren sich auch in den hiesigen Moralvorstellungen. Hervorzuheben sind dabei das strikte Ablehnen von Alkohol- und Zigarettenkonsum (wobei bei letzterem für mich ein Auge zugedrückt wird), der Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren, die Teilhabe an christlichen Aktivitäten sowie das bedingungslose Abverlangen des Einhaltens der Regeln.

Jedenfalls habe ich mich recht schnell recht gut eingelebt. Und das ist hauptsächlich den Adivasi zu verdanken, die mich ohne große Umwege in ihre Kultur und ihr Leben aufgenommen und einbezogen haben. Sab Issu Sahai!

Autor **Johannes Heymann** ist der erste junge Freiwillige der Gossner Mission in Ranchi.

Zwei Frauen warten auf die Behandlung im Missionshospital. (Foto: Hans Peter Bremer)

Berg und Tal

Junge Krankenschwester ins Missionshospital Chaurjahari entsandt

Text: GERD HERZOG

Die Gossner Mission unterstützt u.a. den Wohltätigkeitsfonds und die Bergeinsätze des Hospitals. **Spendenkonto:** Gossner Mission, EDG Kiel, BLZ 210 602 37, Konto Nr. 139 300. **Kennwort: Missionshospital Chaurjahari**.

Maria Taege ist 24, ausgebildete Krankenschwester, und von der Gossner Mission ins Berghospital Chaurjahari entsandt. Noch bis April wird sie dort bleiben. Bevor sie aufbrach, besuchte sie die Gossner Mission in Berlin und sprach über ihre Motive, ihre Erwartungen und ihre Lust auf Neues.

„Das Leben hier ist wie eine Achterbahnfahrt - mal geht's leicht dahin und mal habe ich das Gefühl, vor einem unüberwindbaren Berg aus Sprachbarrieren und anderen Problemen zu stehen", schreibt Maria Taege kurz nach ihrer Ankunft in Chaurjahari an die Gossner Mission. „Doch dank der wunderbaren Menschen hier und meinem Glauben gelingt mir jede Berg- und Talfahrt."

Alles begann 2012 mit einem Anruf bei der Gossner Mission. Ob das Werk nicht die Hilfe einer Krankenschwester brauchen könne? Ihre eigene Familie sei der Gossner Mission schon lange verbunden. Der Großvater, Norbert Haas aus Magdeburg, ist seit Jahrzehnten ein ganz enger Gossner-Freund. Und auch ihre Eltern unterstützen die Gossner Mission.

Als Maria 1988 in Ostberlin geboren wurde, existierte die DDR nur noch ein gutes Jahr. Erinnerungen an das Land

hat sie natürlich keine mehr. Aber einen Impfpass, der an vielen Grenzen nicht anerkannt wird. Dabei reist sie viel: Australien, Vietnam, Laos, Kambodscha, Thailand, Kenia: „Was ich bisher mit meinem Jahresurlaub so machen konnte.“ Zuletzt ist sie vier Wochen durch Vietnam gefahren, von Norden nach Süden. „Ein wunderbares Land“, sagt sie. Jetzt soll es kein Jahresurlaub mehr sein, sondern der Beginn von etwas Neuem.

Ursprünglich wollte die junge Frau Ärztin werden; sollte sie Ärztin werden. „Das meinten die Eltern ...“, sagt sie und lacht wieder. Aber um gleich nach der Schule Medizin zu studieren, war ihre Abiturnote nicht gut genug. Sie begann eine Ausbildung zur Krankenschwester und merkte rasch: „Das ist meins.“ Die Nähe zu den Patienten, der tägliche Umgang, das sei ihr wichtig, sagt sie. Zuletzt arbeitete sie in einem Krankenhaus in Regensburg. Aber da war immer noch der Wunsch, Menschen zu helfen, die ihre Hilfe noch viel dringender brauchen; in Ländern, in denen medizinische Versorgung nicht selbstverständlich ist. Die Entscheidung, den Arbeitsvertrag und die Wohnung zu kündigen, ihr bisheriges Leben aufzugeben, fiel Anfang 2012. Im Urlaub in Vietnam, am Strand von Phu Quoc. Vier Tage ohne MP3-Player, ohne Strom, ohne Internet. In Vietnam feierten sie damals Tet, Neujahr. „Es fuhren weder Fähren noch Busse, das Leben stand still.“ Und zu diesem Zeitpunkt entschloss sie sich, endlich das zu tun, was sie schon lange tun wollte.

Sie wusste, worauf sie sich einlässt in Nepal: „Ich werde viel lernen müssen“, sagt sie bei ihrem Besuch in Berlin. Wie man Säuglinge mit Yak-Milch füttert. Wie man dabei hilft, Kinder zur Welt zu bringen. In Deutschland geben immer mehr Hebammen ihren Beruf auf, weil die Versicherungsbeiträge immer weiter steigen. In Nepal ist man dankbar für jeden, der helfen kann.

Natürlich ist die junge Krankenschwester auch zu Dr. Elke Mascher nach Filderstadt gefahren, um mit ihr über Chaurjahari zu sprechen. Dr. Mascher engagiert sich seit Jahren für das Missionshospital und reist jedes Jahr für mehrere Monate nach Nepal, um in dem kleinen Krankenhaus den Ärmsten der Armen zu helfen. Die Ärztin hat ihr vieles mit auf den Weg gegeben: Etwa wie man mit Tuberkulose umgeht. Drei Viertel der Patienten in Nepal sind damit infiziert. In Deutschland werden solche Patienten separiert, und die Ärzte und Krankenschwestern müssen sich besonders schützen. In Nepal ist das nicht möglich: „Lass‘ Dich nicht anhusten, und ansonsten habe Gottvertrauen“, habe Elke Mascher zu ihr gesagt. In Nepal gebe es häufig noch nicht einmal die Möglichkeit, sich die Hände zu desinfizieren. „Und wenn der Monsun spät kommt, dann wird auch das Wasser knapp“, sagt Maria Taege, „das ist halt so.“ Sie werde Dinge, die bisher in ihrem Dienst als Krankenschwester auf der Intensivstation zum A und O gehörten, einfach vergessen müssen. Das weiß sie. Sie weiß auch: „Das wird eine schwierige Zeit.“ Vor allem, wenn man den Patienten so nahe ist wie Maria Taege.

Anfang Januar flog sie von Bangkok nach Kathmandu und weiter ging es auf dem Landweg in die Berge; seitdem lebt und arbeitet sie in Chaurjahari. Auf der Facebook-Seite der Gossner Mission schrieb sie am 28. Januar: „Es ist für mich immer noch schockierend zu sehen, wie sehr es manchmal am Nötigsten mangelt - und auch immer wieder faszinierend, wie man aus nichts so viel machen kann.“ Sie weiß noch nicht, wann sie zurückkommen wird, hat sie vor ihrer Abreise gesagt. Vielleicht wird sie in China bleiben oder in Australien oder vielleicht wird sie doch noch Medizin studieren? Auf Facebook hat sie außerdem geschrieben: „Auch nach einer weiteren Woche in Chaurjahari habe ich noch das Gefühl, dass die Entscheidung, meinen Job und meine Wohnung für diese einzigartige Erfahrung zu kündigen, die richtige war.“

Maria Taege bei ihrem Besuch in Berlin 2012. (Foto: Gerd Herzog)

Autor **Gerd Herzog** ist Mitarbeiter im Presse- und Öffentlichkeitsreferat.

E-Mail aus...

SIMBABWE

von **Kathleen Schubert**, Partnerschaftsgruppe Oranienburg

Simbabwe – das ist ein Land, in dem das „Lachen“ die Überlebensregel Nummer eins ist, ein Land, in dem die Frauen die Welt auf dem Kopf zu tragen scheinen, wo Politik so unglaublich schwer wiegt, dass Gott schon beim Frühstück dabei ist und Singen und Ziegenmeckern das Fernsehprogramm ersetzen, ein Land, in dem sich Löwe und Krokodil gute Nacht sagen und in dem die Sonne ein ganz besonders warmes Licht auf die Menschengesichter zaubert...

„All you need is some food and water to stay healthy, a shelter and love, a lot of love.“ (Alles, was Du zum Leben brauchst, ist etwas Nahrung und Wasser, um gesund zu bleiben, ein Dach überm Kopf und Liebe, sehr viel Liebe.) So lautet die philosophische Quintessenz von Isabell, einer jungen simbabweschen Frau, einer Tongafrau, bei unserem nächtlichen Plauderstündchen auf dem harten, unebenen Küchenboden in Mulindi, wo wir drei Frauen aus Deutschland das Nachtlager mit ihr teilen und nach den drei wesentlichen Dingen in ihrem Leben fragen. Vor etwa 60 Jahren wurde das kleine Volk der Tonga vom Ufer des Sambesi vertrieben – um Platz zu schaffen für den Bau des gigantischen Kariba-Staudamms. Etwa die Hälfte des Volkes lebt seither in Sambia, im Gwembe-Tal, wo viele Menschen Unterstützung durch die Gossner Mission erfahren. Die andere Hälfte siedelt südlich des Sees in Simbabwe. Einige Tonga träumen davon, dass eines Tages die Schlange Niam Niami, der Flussgott des Sambesi, den See austrinkt und das Volk wieder zusammenkommt.

NEPAL

Von **Dil Bahadur Giri**, Hospital Administrator, Chaurjahari-Hospital im Distrikt Rukum

Auf Bitten der örtlichen Bevölkerung führten einige Mitarbeiter unseres Hospitals ein dreitägiges, für die Menschen kostenfreies Gesundheits-Camp in Simli/Rukum durch. Der Ort ist eine Tagesreise zu Fuß oder fünf Stunden Fahrt mit dem Traktor über einen neu errichteten Schotterweg von Chaurjahari entfernt. Für das Camp durften wir die Räume der örtlichen kleinen Schule benutzen. Untergebracht war unser Team bei Dorfbewohnern. An der Organisation beteiligten sich die Lehrer der Schule, die Polizei und das Militär dieser Gegend sowie die politischen Vertreter der verschiedenen Parteien vor Ort.

In drei Tagen wurden 1553 Patienten untersucht und behandelt. Viele Schwerkranke mussten auf dem Rücken ihrer Angehörigen oder in einem Korb sitzend aus den Bergen nach Simli transportiert werden. Wir sahen Patienten, die ihre Erkrankung schon lange ertrugen, da sie einerseits gar nicht wussten, dass diese behandelt werden kann, und wenn sie es wussten, waren sie zu arm, um einen Transport ins Hospital bezahlen zu können. Die Gesamtkosten des Camps betrugen 34.000 nepalische Rupien (3490 Euro). In diesem Preis enthalten sind alle verteilten Medikamente, das benötigte Material, z.B. Verbandsmittel und die Transportkosten.

Wir danken Jesus Christus dafür, dass unser Team diese Arbeit tun konnte. Wir danken allen Menschen, die für uns gebetet haben und uns unterstützten! Wir danken der Gossner Mission: Ihre Unterstützung hat es uns ermöglicht, den armen Menschen vor Ort zu helfen. Herzlichen Dank!

AUSTRALIEN

von **Dr. Alice Wallara Rigney**, Schuldirektorin

Unser Dank geht in diesem Jahr nach Deutschland. Denn vor 175 Jahren kamen Clamor W. Schürmann (damals gerade 23 Jahre alt) und sein Kollege Christian Gottlob Teichelmann (31), beide Schüler der Berliner Jähnicke-Missionsschule, in Adelaide an. Sie gewannen schnell das Vertrauen der Aborigines und beschäftigten sich ausgiebig mit der Sprache und den Lebensgewohnheiten der Kaurna-Volksgruppe. Sie gaben ein Wörterbuch heraus, boten Unterricht an und verkündeten ihren Schutzbefohlenen das Evangelium – aber wie bei vielen anderen Australien-Missionaren ohne Erfolg.

Das Wunder ihres Wirkens entfaltet sich erst heute. Die Karna-Sprache galt als ausgestorben. Doch dann wurde das Wörterbuch der Missionare entdeckt, das lange in amtlichen Archiven begraben gelegen hatte. Sprachwissenschaftler sind überrascht von der Qualität und der Vielzahl der Sprachbeispiele und Worte, die Teichelmann und Schürmann in nur zwei Jahren gesammelt und analysiert haben. Andere indigene Sprachen in Australien, rund 150, sind weiterhin vom Aussterben bedroht, doch die Angehörigen des Kaurna-Volkes sind aufgrund der Leistungen der Missionare voller Hoffnung, ihre Sprache und damit ihre Identität bewahren zu können. So hat sich die Arbeit der Missionare für viele Nachfahren der Ureinwohner in Südaustralien als Segen erwiesen.

Mitgift sichert die Zukunft

Klinik, Schulen, Frauennetzwerk aufgebaut: In Naluyanda stehen nun Veränderungen an

Von VOLKER WAFFENSCHMIDT

Sie ist seit vielen Jahren Mittelpunkt der Gossner-Arbeit in Sambia: die Projektarbeit in Naluyanda. Doch vieles hat sich verändert; vieles hat sich entwickelt. Das „Kind“ wird groß, und die „Eltern“ müssen das in ihrer Arbeit berücksichtigen.

„Was kann ein Kind ohne seine Eltern tun?“ Diese Frage begegnete mir vor etlichen Jahren, als ich Bauern im Norden Sambias besuchte. Gemeinsam besichtigten wir eine Einrichtung zur Gesundheitsversorgung von Rindern, ein Tauchbad zur Zeckenbekämpfung. Wir fanden es halb zerfallen. Ihm fehlte das Dach. Die einst von der Regierung angebrachten Wellblechplatten waren vor Zeiten gestohlen worden, seitdem stand der Bau ungenutzt da und verfiel. Auf meine Frage, warum die Menschen dort denn nicht mal Hand angelegt hätten, ihre eigenen Häuser deckten sie ja auch mit Gras, das ginge doch hier sicher auch, kam die verblüffende Erwiderung: „Das Dach, nein, das muss die Regierung reparieren, die hat uns das Gebäude schließlich auch hierhin gestellt.“

Ich war entwaffnet durch diese Logik, doch gab ich mich noch nicht geschlagen: Wenn „Vater“ Staat nun aber nichts täte? Es wäre doch nur zu ihrem eigenen Nutzen, wenn sie dann eben selbst die Initiative ergriffen. Dachte ich. Sagte ich. Wie? Selbst initiativ? „Ach, was kann ein Kind …?“ Das Kind, das so sprach, war schätzungsweise sechzig.

So kann es kommen, wenn „Eltern“ zu lange und zu dominant die Geschicke ihrer „Kinder“ lenken. Die Kinder entwickeln kein Gefühl für Eigenverantwortung und bleiben dauerhaft abhängig. Und die Eltern? Ja, manche gefallen sich durchaus in der Rolle des fürsorglichen Vaters, der umarmenden Mutter. Man spricht von Mündigkeit und lebt doch weiter die alten Strukturen und Hierarchien. Die einen müssen nie erwachsen werden, die anderen müssen nie loslassen, das kann funktionieren. Symbiotisch haben beide einen Nutzen davon. Aber lebensgemäß ist das nicht.

Wie im familiären Zusammenhang, so ist es auch im entwicklungspolitischen stets ein vielschichtiger Prozess, den Partner durchlaufen, bis es endlich gelingt, auf Augenhöhe miteinander umzugehen, frei von alten, eingefahrenen, ja auch bewährten Mustern. Wann ist der Zeitpunkt da, den bisher Geförderten mehr abzufordern? Und wie schafft man selbst als Förderer es, sich überflüssig zu machen, loszulassen? Bei den einen stellt sich die Existenzfrage („Schaffe ich das allein?“), bei den anderen die Sinnfrage („Wozu braucht es mich dann noch?“).

So etwa im Projektgebiet Naluyanda. Seit den 80er Jahren ist die Gossner Mission dort sehr präsent, auch und gerade durch ihre Mitarbeiter. Die Nähe zur Hauptstadt, die leichte Erreichbarkeit also, vereinfachte die Betreuung. Und auch viele Besuchergruppen haben von dieser Nähe profitiert, darunter sicher auch manche Leser und Leserinnen der Gossner-INFO, die in den letzten Jahren Sambia besucht haben und von Lusaka aus einen Trip ins Projektgebiet unternahmen.

Die intensive Projektarbeit der Gossner Mission hat manch gute Frucht

Gut entwickelt: die Vorschulen.

Ob Frauenarbeit, Brunnen- oder Straßenbau oder Vorschulen: Grund zum Jubeln gab es zuletzt oft in Naluyanda. (Fotos: Eva Schindling)

hervorgebracht: Da ist die von der Gossner Mission gegründete Klinik, die mittlerweile als staatliche Einrichtung eigenständig funktioniert. Und da sind die Vorschulen, die sich zu veritablen Grundschulen gemausert haben und in diesen Tagen ebenfalls in staatliche Hände übergeben werden. Dazu die zahlreichen Brunnen, die wir gebohrt haben und die nun kräftig Wasser spenden. Da ist das Frauennetzwerk, das sich zu einer regelrechten Erfolgsgeschichte entwickelt hat. Bäume wurden gepflanzt und ein Schweinestall errichtet, der künftig mithelfen soll, die Arbeit der Frauengruppen zu finanzieren. Und es entstand ein Zentrum, das der „Naluyanda Integrated Development Organisation“ (NIDO) als Basis für alle Projekte dient. Und unsere intensive Lobbyarbeit hat dazu geführt, dass das Land Straßen gebaut und Brücken instand gesetzt hat.

Nach so viel Aufbauarbeit ist es an der Zeit, allmählich loszulassen. Was sich 2013 ändern wird und was natürlich auch mit den Verantwortlichen vor Ort längst so besprochen wurde, ist, dass die Gossner Mission von diesem Jahr an nicht mehr für die laufenden (Verwaltungs-) Ausgaben der Organisation aufkommen wird, wie noch in der Vergangenheit. Das Projekt NIDO hat eine gute Mitgift auf den Weg bekommen: Es besitzt eigenes Land, das in der Hauptstadtnähe immer wertvoller wird und somit gut verpachtet werden kann; es besitzt Häuser und ein Zentrum, die bewirtschaftet werden können; es besitzt Brunnen, von denen Wassergeld erzielt werden kann. All das sind Einkommensmöglichkeiten, die bei guter Kalkulation die eigenen Kosten decken können. Die Rahmenbedingungen stimmen. Wenn nur keiner in seine alte Rolle zurückfällt.

Denn zugegeben, ein solcher Prozess weckt natürlich auch Sorgen: Ob wir uns jetzt etwa ganz aus Naluyanda zurückziehen wollten? „Lasst ihr uns“, so wird dort gefragt, „lasst ihr die“, so wird hier gefragt, „etwa im Stich? Wollt ihr denn all die guten Beziehungen abbrechen, die da in den Jahren gewachsen sind?“ Nein, können wir getrost auf all diese Fragen antworten. Wir stehen weiter zur Verfügung: beratend und begleitend, als Türöffner und bei Antragstellungen, und wir sind auch selbst zur Finanzierung konkreter und gut begründeter Projektvorschläge bereit. Das betrifft NIDO im Allgemeinen und das Frauennetzwerk im Besonderen. Aber dass NIDO seine eigenen Ressourcen für seinen eigenen Unterhalt nutzt, das dürfen wir schon auch erwarten.

Den Menschen in Naluyanda das zuzumuten und zuzutrauen, das gehört zum Lernprozess dazu – bei den „Kindern“ wie bei den „Eltern“. ■

Autor **Dr. Volker Waffenschmidt** ist Mitarbeiter im Sambia-Referat.

Foto: Elisabeth Kraft

Jesus mit Maria und Martha

Verborgene Schätze

Eine Entdeckung in der Mädchenschule von Choma

Von ELISABETH KRAFT

Es war im Jahr 2008, als uns Esther Mundemba, die Schulpfarrerin der Mädchenoberschule von Choma, ihre Schätze zeigte. Sie führte uns in den Kirchsaal der ehemaligen Missionsschule – und da waren sie: acht atemberaubende Wandgemälde. Lebendige, farbenfrohe und zugleich tiefernste Bilder zu Geschichten aus den Evangelien. Freilich, die Bilder waren in einem schlechten Zustand. Abgeblättert, ausgeblichen, verkratzt. Das hat uns nicht losgelassen. Da muss man doch was tun ...

Einige Jahre später, zurück in Sambia. In der Zwischenzeit hatten wir erneut Kontakt zu Esther Mundemba aufgenommen, um Näheres über die Herkunft der Gemälde und über den Künstler zu erfahren. Das dauerte eine gute Weile, und dann stellte sich heraus, dass Emmanuel Nsama aus Kitwe seit etwa einem Jahr verstorben ist. Er hatte die Szenen aus dem Wirken Jesu bereits 1968 gemalt.

Durch Hermann Rodtmann, unseren Vorgänger in Lusaka, der selbst malt, hatten wir Kontakt aufnehmen können zu Professor William Miko, einem namhaften und ausgewiesenen Künstler und Kunstsachverständigen aus Sambia. Wir baten ihn, sich die Bilder

anzuschauen und ein Gutachten über Möglichkeiten einer Restaurierung anzufertigen. Und nun treffen wir uns mit

„Bei den Bildern handelt es sich um ein nahezu verschollenes großes Kunstwerk, ja um ein nationales Erbe.
William Miko, Kunstprofessor

ihm in Sambia. In seinem Gutachten beschreibt er die Ursachen der Schäden: Schüler saßen dicht an den niedrig angebrachten Gemälden und rubbelten mit ihren Köpfen am Lack, vielleicht wurde auch hier und da mit dem Fingernagel nachgeholfen. Auch konnte Feuchtigkeit von der Wand in die Bilder eindringen. Schließlich sind die Bilder durch intensive Sonneneinstrahlung von der Seite her teilweise verblichen.

„Bei den Bildern handelt es sich um ein nahezu verschollenes großes Kunstwerk, ja um ein nationales Erbe.“ Da sind wir uns mit dem Sachverständigen einig. Wir fahren mit Esther Mundemba und ihrem Mann Billing mit einem Überlandbus nach Kitwe in den „Copperbelt.“ Um diese Jahreszeit ist es heiß und das Land liegt staubtrocken da. Wir besuchen die Witwe des Künstlers, Ireen Nsama. Sie lebt in einem kleinen Mietshaus unweit des ökumenischen Zentrums Mindolo. Hier ist Emmanuel Nsama als Künstler ausgebildet worden, später hat er hier ein Zentrum für afrikanische Kunst geleitet.

Am nächsten Morgen hat Ireen für uns eine Ausstellung besonderer Art vorbereitet. Rund vierzig Gemälde aus den Beständen ihres Mannes stehen in der Morgensonne vor ihrem Haus, so viele, wie an der Hauswand, am Gartenzaun, an Büschen und Bäumen Platz finden. Es sind beeindruckende Bilder aus dem täglichen Leben, von der Jagd, vom Fischfang, Portraits und Motive aus der Bibel - eine bezaubernde Installation!

Vom Copperbelt fahren wir in einem Rutsch über Lusaka nach Choma. Wir müssen elend früh aus den Federn, um einen Sitzplatz in dem eleganten blauen Reisebus zu bekommen. In Choma wohnen wir drei Tage bei Esther und Billing Mundemba. Strom ist selten da und Wasser zum Duschen aus der Blechbüchse, Moskitonetze Fehlanzeige, aber Käfer in der Küche und dennoch berührende Herzlichkeit, so ernsthafte wie offene Gespräche über die Gedanken Gottes und viel Fröhlichkeit. Am Sonntagmorgen ist die Kapelle in Choma mit rund 700 Schülerinnen gefüllt. Wir nehmen am Gottesdienst teil, zusammen mit dem Headmaster Moses Musonda, der neuen Schulpfarrerin Alice Zulu und mehreren Lehrern.

Emmanuel Nsama, hier auf einem frühen Foto mit seiner Frau Ireen, hat die Szenen aus dem Wirken Jesu im Jahr 1968 gemalt.

Und wir sind ernüchtert. Hatten wir gedacht, es wäre damit getan, die Bilder an Ort und Stelle zu säubern und aufzuarbeiten, so haben wir uns gewaltig getäuscht. Sie müssen jedes für sich von der Wand abgenommen und ins Studio nach Lusaka gebracht werden. Sie müssen trocknen und dann vorsichtig gereinigt und sorgfältig restauriert werden. Ganze Partien sind neu zu malen, wobei die Farben dem Original angeglichen und neu gemischt werden müssen. „Das alles ist keine Kleinigkeit.

Wer Freude hat, sich an der Rettung der Bilder zu beteiligen, kann eine Spende überweisen an die Gossner Mission, EDG Kiel, BLZ 210 602 37, Spendenkonto 139 300. **Kennwort: Wandbilder Sambia.**

Abgeblättert, ausgeblichen, verkratzt ...

Foto: Elisabeth Kraft

Aber es lohnt den Aufwand. Wir haben es hier mit einem nationalen Erbe zu tun, das auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte.“ Das sagt Professor Miko.

Es folgen weitere Verhandlungen und Gespräche mit dem Schulleiter und Vertretern des Kollegiums. Es wird ein „Murals Restoration Committee“ gegründet. Der Bischof und der Referent für Schulfragen aus der „United Church of Zambia“ (UCZ) werden für das Projekt gewonnen.

Am Ende der Reise steht ein Vertrag über die Restaurierung aller acht Gemälde im Studio von William Miko in Lusaka. Mit allem Drum und Dran, mit Transport und Versicherung, mit Farben und Pinseln und der Arbeit selbst kostet „der Spaß“ etwa 22.000 Euro.

Uns war von vornherein klar, dass die Schule selbst vor anderen Herausforderungen steht. Sie muss die undichten Dächer und die maroden sanitären Anlagen reparieren, sie braucht Computer für einen angemessenen Unterricht. Da steht Kunst weit hinten auf der Tagesordnung. Wir haben uns so geeinigt: Wir kümmern uns um das Geld für die Restauration der Bilder, und die Schule übernimmt die Renovierung des Gebäudes. Die Gossner Mission hat im Rahmen ihrer Partnerschaft mit der UCZ Unterstützung zugesagt. Sie leitet die von uns in Deutschland gesammelten Mittel an die UCZ weiter, die wiederum den Künstler bezahlt.

Es war uns von Anfang an wichtig, dass die Schülerinnen und das Kollegium an diesem Prozess beteiligt werden. Bevor die Bilder abgenommen werden, wird Miko zur Schulgemeinde über deren Bedeutung sprechen und die Schulpfarrerin wird in Kleingruppen vertiefende Bildbetrachtungen anbieten. Ende 2013 feiert die Schule ihr fünfzigjähriges Bestehen. Dann sollen die Bilder wieder an ihrem Platz sein und in neuem Glanz erstrahlen.

Am Tage unserer Abreise aus Sambia erleben wir eine Überraschung. Die größte Tageszeitung in Sambia, „Post of Zambia“, bringt einen ganzseitigen Bildbericht über „Die verborgenen Schätze der Mädchenschule in Choma“.

Autorin **Elisabeth Kraft** leitete mit Ehemann Reinhard von 2001 bis Ende 2003 das Gossner-Büro in Lusaka.

Erst Frieden, dann Gerechtigkeit

Uganda: Bischof Gakumba über den afrikanischen Weg zur Aussöhnung

Johnson Gakumba (54) ist Bischof der Norddiözese der anglikanischen „Church of Uganda". 2012 besuchte er den Kirchenkreis Norden, der zu seiner Diözese eine Partnerschaft unterhält. Dort in Ostfriesland hatten wir Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

? Der Bürgerkrieg, der Uganda Jahrzehnte lang verwüstete, scheint beendet, doch die Folgen noch nicht ausgestanden. Die Gossner Mission will gemeinsam mit dem Kirchenkreis Norden Ihrem Land helfen. Welches sind die drängendsten Probleme?

Johnson Gakumba: Wir müssen die Infrastruktur unseres Landes wieder aufbauen, all das, was der Bürgerkrieg zerstörte; wir müssen den Menschen eine neue Heimat bieten, wir müssen ihnen Brot, Ausbildung und Arbeit geben. Schon das sind große Herausforderungen. Dazu kommen die vielen Opfer des Bürgerkrieges; Versehrte, die Gliedmaßen oder das Augenlicht verloren haben. Oder die vielen Waisenkinder, deren Eltern ermordet wurden.

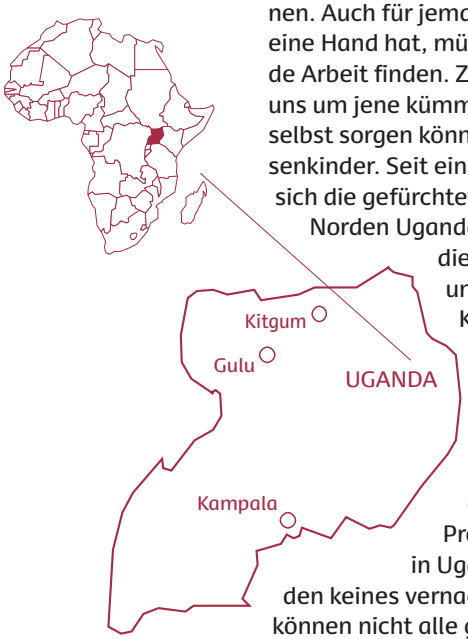
? Wie kann die Kirche in dieser Lage den Menschen beistehen?

Johnson Gakumba: Die meisten Kirchen wurden im Bürgerkrieg zerstört, sodass unsere Gemeinden zunächst selbst Beistand brauchen. Zuerst müssen wir die zerstörten Pfarrhäuser wiederaufbauen, damit die Pfarrer und Pfarrerinnen zurück in ihre Gemeinden gehen können. Nur so können sie sich um die Seelsorge kümmern. Wir geben unser Bestes, aber wir brauchen Hilfe. Die Kirche in Uganda ist wie eine Pannenhilfe, die selbst mit einer Panne liegen geblieben ist. Jemand muss diesen Abschleppwagen abschleppen, damit er wieder anderen Liegengebliebenen helfen kann.

? Das ist ein schönes Bild für die Hilfe zur Selbsthilfe. Sobald der Abschlepper wieder fährt, braucht er keine Hilfe mehr. In der Realität ist es meist schwierig, diesen Zeitpunkt zu erkennen. Wie lange ist Hilfe von außen nötig? Wann schadet sie mehr, als sie nutzt?

Bischof Johnson Gakumba und der Norder Superintendent Dr. Helmut Kirschstein im Gespräch. (Foto: Gerd Herzog)

Johnson Gakumba: Hilfe ist ein Prozess. Man beginnt mit den unmittelbaren Bedürfnissen; man kann nicht alles auf einmal leisten. Zunächst brauchen die Menschen ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen. Dann muss man sich darum kümmern, dass sie sich selbst ernähren können. Dazu brauchen sie ein Stück Land, Werkzeuge und Maschinen. Vielleicht Traktoren, um das Land effizienter bearbeiten zu können. Wir müs-



sen vielen Kriegsversehrten helfen, die ihre frühere Arbeit nicht mehr tun können. Auch für jemanden, der nur noch eine Hand hat, müssen wir eine passende Arbeit finden. Zugleich müssen wir uns um jene kümmern, die nicht für sich selbst sorgen können: Aidskranke, Waisenkinder. Seit einigen Jahren verbreitet sich die gefürchtete „Nickkrankheit“ im Norden Ugandas. Sie heißt so, weil die betroffenen Kinder unkontrolliert mit dem Kopf zu nicken beginnen. Niemand weiß genau, wodurch diese Nervenkrankheit ausgelöst wird; die allermeisten sterben daran. Das sind die Probleme, vor denen wir in Uganda stehen. Wir werden keines vernachlässigen, aber wir können nicht alle gleichzeitig lösen.

? Jüngst wurde ein Youtube-Video über den Kriegsverbrecher Joseph Kony, den Führer der „Lord‘s Resistance Army“, millionenfach angeklickt. Ziel der Kampagne „Kony 2012“ war es, Joseph Kony zu finden und hinter Gitter zu bringen.

INFO

Nach dem Bürgerkrieg

Zwanzig Jahre lang überzogen Joseph Kony und seine „Lord‘s Resistance Army“ den Norden Ugandas mit Terror und Gewalt. 1,7 Millionen Menschen flohen vor den Rebellen und leben seitdem in Flüchtlingscamps. Zehntausende wurden ermordet oder sind heute behindert. Jetzt, da wieder Frieden herrscht, kehren die Überlebenden nach und nach in ihre Dörfer zurück. Hier kümmert sich die Kirche um die traumatisierten Opfer des Bürgerkriegs. In diesem Blog gibt sie Auskunft über ihre Arbeit:

www.dioceseofnorthernuganda.blogspot.de

Johnson Gakumba: Die amerikanische Organisation „Invisible Children“, die hinter der Youtube-Kampagne steht, arbeitet seit langem im Norden Ugandas mit uns zusammen. Sie leistet wichtige Hilfe für ehemalige Kindersoldaten der „Lord‘s Resistance Army“, der LRA. Sie bauen Schulen, kümmern sich um Unterrichtsmaterial und vergeben Stipendien. Sie arbeiten zwar mit der amerikanischen Regierung zusammen, aber sie sind auch auf Spenden angewiesen; deshalb dieses Video, deshalb diese Kampagne im Internet. Das Video kam zur falschen Zeit. Joseph Kony ist heute kein Problem mehr. Die Kämpfer der LRA haben Uganda vor sechs Jahren verlassen.

? Wer könnte etwas dagegen haben, einen Kriegsverbrecher im Gefängnis zu sehen?

Johnson Gakumba: Als Christen wollten wir den Konflikt mit friedlichen Mitteln beendet sehen, nicht mit Gewalt. Und das hat funktioniert. Wir haben die Friedensgespräche zwischen Kony und der ugandischen Regierung von Beginn an unterstützt. Als die Gespräche 2006 begannen, zog sich die LRA zurück: in Camps jenseits der Grenzen Ugandas. Wir waren in vielen Punkten bereits einig, aber zuletzt hat Kony den Frie-

densvertrag doch nicht unterschrieben. Stattdessen hat er unser Land verlassen – seitdem herrscht Frieden in Uganda.

? Joseph Kony wollte den Friedensvertrag nicht unterschreiben, weil er sich vor einer Anklage fürchtete.

Johnson Gakumba: Ja, darum ging es ihm. Die Friedensgespräche hatten gerade erst begonnen, da drohte der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag Kony mit einer Anklage. Kony hat so regiert, wie jeder andere auch reagiert hätte und ist geflohen. Für uns ist aber ganz klar: Wir brauchen erst den Frieden, dann können wir über Gerechtigkeit reden.

? Wie in Südafrika nach dem Ende der Apartheid?

Johnson Gakumba: Wir haben unsere eigene Gerechtigkeit in Afrika. Wir müssen miteinander leben; deshalb ist es wichtig, miteinander zu reden. Wir müssen unsere Schuld eingestehen, uns aussöhnen und das Vergangene hinter uns lassen. Die Südafrikaner hatten die Wahrheits- und Versöhnungskommission. Wir wollen, dass Joseph Kony nach Hause kommt – und dass er einsieht, dass er uns verletzt hat. Vielleicht haben wir ihn auch verletzt? Dann versöhnen wir uns. Im Ausland scheint das niemand zu akzeptieren. Ja, Kony hat schlimme Gräueltaten begangen, aber selbst seine Opfer sagen heute: Lasst ihn nach Hause kommen, lasst uns Frieden schließen – danach können wir über Gerechtigkeit reden.

? Was tut die Kirche in Uganda?

Johnson Gakumba: Damit frühere Rebellen in die Gesellschaft zurückkehren können, setzt sich die Kirche für eine Amnestie ein. Besonders für die Kindersoldaten, die entführt und zum Dienst gezwungen wurden. Die Regierung hat ihnen mittlerweile Straffreiheit zugesichert, damit sie nach Hause gehen konnten. Wir müssen die Herzen gewinnen, statt selbst Gewalt anzuwenden. Über 10.000 Kinder wurden auf diese Weise schon rehabilitiert.

? Sie sprachen davon, dass Entwicklungspolitik eine „Win-Win-Situation“ sein müsse. Was erwarten Sie von den Menschen in Deutschland – und was können Sie ihnen geben?

Johnson Gakumba: Wir wollen ihre Expertise, ihr Wissen, ihr Können. Im Gegenzug können die Deutschen von Uganda profitieren, etwa in der Landwirtschaft. Deutschland importiert zum Beispiel Rosen aus Uganda.

? Rosen aus Afrika? Viele Menschen in Deutschland kritisieren aus guten Gründen den Anbau solcher Exportgüter in Afrika.

Johnson Gakumba: Wenn die Deutschen Rosen haben wollen, sollen sie Rosen kaufen! Das Geld fließt nach Uganda und beide Seiten sind zufrieden.

? Wer macht das Geschäft? Die Menschen in Uganda oder Investoren, die in großem Maßstab Rosen anbauen?

Johnson Gakumba: Wir wollen Partnerschaften, „Win-Win-Situationen“, von denen beide Seiten profitieren. Wir geben das Land, Ihr bringt die Ausrüstungen und am Ende teilen wir den Profit. ■

Der Bürgerkrieg hat die Heimat der Menschen in Uganda zerstört. Hinzu kommen Probleme wie eine hohe HIV-Rate und die sich ausbreitende „Nick-Krankheit“. (Foto: Helmut Kirschstein)

Mit Bischof Gakumba sprach **Gerd Herzog**, Mitarbeiter im Öffentlichkeitsreferat.

Die kalte Schulter

Roma: In Deutschland nicht willkommen?

Hier und dort werden sie diskriminiert; in Serbien jedoch mit ungleich schwierigeren Lebensbedingungen konfrontiert: Asylsuchende aus Serbien, Bosnien und Mazedonien in Berlin. (Fotos: Gerd Herzog)

Sie kommen aus Serbien, Bosnien und Mazedonien, sie sprechen deutsch und fühlen sich in Deutschland zu Hause. Aber: Deutschland zeigt ihnen die kalte Schulter und schickt sie zurück in Eis und Schnee, in Armut und Obdachlosigkeit. Der Berliner Flüchtlingsrat ruft zum Umdenken auf.

Als im Oktober 2012 in Berlin das Denkmal für die in der Nazizeit verfolgten und ermordeten Sinti und Roma eingeweiht wurde, sprachen viele von einem historischen Moment. Das Mahnmal war überfällig, denn bis dahin wurde der „Porajmos“, wie der Völkermord auf Romanes heißt, kaum wahrgenommen. Doch Sinti und Roma sind auch heute nicht willkommen. Seit August 2012 ist die Zahl der Menschen, die aus den westlichen Balkanstaaten nach Deutschland kommen, stark gestiegen. Sie suchen hier Schutz vor Armut, vor Obdachlosigkeit und rassistischer Diskriminierung. Zahlreiche Innenpolitiker indes sprechen von „Asylbetrügern“ und unterstellen ihnen rein wirtschaftliche Motive.

Um weiteren Zuzug zu begrenzen, forderten die Unionsparteien die Aufhebung der Visumfreiheit für die westlichen Balkanstaaten. Und das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge führte für Asylsuchende aus Serbien, Mazedonien und Bosnien so genannte Direktverfahren ein. Dadurch sollen die Verfahren rasch abgewickelt und die Aufenthaltszeiten in Deutschland auf ein Minimum reduziert werden. „Bei diesen Asyl-Schnellverfahren werden geltende Standards und Qualitätskriterien massiv unterlaufen“, kritisiert Martina Mauer, Geschäftsführerin des Berliner Flüchtlingsrates. „Das hat die Chancen auf Schutzgewährung verschlechtert. Ein Großteil der in den letzten Monaten eingereisten Roma-Angehörigen ist von Abschiebung bedroht.“

Unter den Betroffenen sind Menschen, denen Deutschland nicht fremd ist. Viele waren in Folge des Balkankrieges nach Deutschland gekommen, wurden jedoch vor rund zehn Jahren von den Ausländerbehörden zur freiwilligen Ausreise gedrängt. Mit der Einführung der Visafreiheit für Serbien, Bosnien und Mazedonien sind sie nun zurückgekehrt und haben erneut Asylanträge gestellt. So sprechen in den Berliner Beratungsstellen immer wieder

Jugendliche und junge Erwachsene vor, die perfekt Deutsch reden, weil sie in Berlin geboren sind und einige Jahre den Kindergarten oder die Grundschule hier besucht haben, bevor sie mit ihren Eltern nach Serbien gingen. Im Herkunftsland ihrer Eltern haben sie nie Fuß gefasst und auch nach jahrelanger Abwesenheit betrachten sie Berlin noch als ihre Heimat. Doch Deutschland zeigt ihnen die kalte Schulter.

Eine Rückkehr nach Ex-Jugoslawien würde jedoch für viele der Asylsuchenden die Rückkehr in Obdachlosigkeit und Elend bedeuten. Viele dieser Menschen sind krank und werden in ihren Herkunftsländern gerade in den Wintermonaten mit schwierigsten Lebensbedingungen konfrontiert. „Sie wissen nicht, wo sie nach einer Rückkehr unterkommen können, wie sie ihre Familien ernähren sollen. Einige sind schlicht verzweifelt, nachdem sie vom Bundesamt die Abschiebeandrohung erhalten haben“, so Mauer.

Um besondere humanitäre Härten zu vermeiden, haben einige Bundesländer Winterabschiebestopps erlassen und sehen bis Ende März von Abschiebungen in den Westbalkan ab. Berlin gehört nicht dazu. Stattdessen hat die Berliner Ausländerbehörde auch noch kurz vor Weihnachten Asylsuchende nach Serbien abgeschoben.

INFO

Zurück nach Serbien

Nach Aussagen der serbischen Regierung lebten 2008 circa 60 Prozent der Roma in Serbien in äußerst schwierigen Lebensverhältnissen; 30 Prozent hatten keinen Zugang zu Trinkwasser; 70 Prozent keinen Zugang zur Kanalisation. Die Arbeitslosenquote unter Roma-Angehörigen war viermal höher als unter der restlichen Bevölkerung, über 60 Prozent haben die Grundschule nicht abgeschlossen.

Martina Mauer vom Berliner Flüchtlingsrat.

Gemeinsam mit der evangelischen Landeskirche, mit Rechtsanwält/innen und Beratungsstellen setzt sich der Flüchtlingsrat Berlin nun dafür ein, dass auch Berlin Abschiebungen während der Wintermonate aussetzt. Der Flüchtlingsrat fordert zudem ein Ende der Schnellverfahren. „Jeder hat das Recht auf eine unvoreingenommene, individuelle und gründliche Prüfung seiner Asylgründe“, betont Mauer.

Ein Abschiebemoratorium für den Winter und Einzelfalllösungen reichen dem Flüchtlingsrat jedoch nicht aus. In den westlichen Balkanstaaten führe die umfassende Diskriminierung der Roma – bei der Schulbildung, auf dem Arbeitsmarkt, bei der Gesundheitsversorgung – zu existenziell bedrohlichen Lebensbedingungen. Der Flüchtlingsrat fordert daher eine humanitäre Bleiberechtsregelung für Roma – auch aus historischer Verantwortung Deutschlands gegenüber den Angehörigen dieser Minderheit. „Viele Familien, die heute in Deutschland Asyl suchen, haben Vorfahren, die durch die Nazis getötet wurden. Allein durch die Einweihung von Denkmälern kann Deutschland der Verantwortung, die sich aus den Verbrechen der Vergangenheit ergeben, nicht gerecht werden“, so Martina Mauer. „Verantwortung wahrzunehmen heißt auch, sich den Problemen der Gegenwart zu stellen und nicht die Augen zu verschließen vor der Not.“

Die Gossner Mission unterstützt den Berliner Flüchtlingsrat seit seiner Gründung. Bitte beachten Sie unseren Spendenaufruf auf der Rückseite.

Mit Martina Mauer sprach Öffentlichkeitsreferentin **Jutta Klimmt**.

KIRCHENTAG

„The Gossners“ starten durch

Vom 1. bis 5. Mai findet in Hamburg der 34. Deutsche Evangelische Kirchentag statt. Und wir sind dabei: mit unseren Gästen aus Indien und Sambia sowie gemeinsam mit der Kooperation Weltmission.

Peggy Kabonde, Generalsekretärin der United Church of Zambia (UCZ), wird in Hamburg u.a. eine Bibelarbeit gestalten. Nach dem Kirchentag reist sie weiter zu verschiedenen Gemeindegruppen. Außerdem erwarten wir wieder **„The Gossners“ in Deutschland**! Die junge indische Band, die schon vor zwei Jahren mit ihren Auftritten für Furore gesorgt hat, will nun auch beim Kirchentag begeistern.

Außerdem sind Ansprechpartner der Gossner Mission wie immer am Gemeinschaftsstand der **Kooperation Weltmission** zu finden. Und Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** lädt zur Bibelarbeit ein.

i www.gossner-mission.de oder www.facebook.com/GossnerMission

GESCHENKE MIT HERZ UND HAND

Zwei Ziegen für die Ex-Ministerin

Geschenke mit Herz und Hand: Das erste Gossner-Ziegenpärchen ging an die frühere Entwicklungshilfeministerin **Heidemarie Wieczorek-Zeul**. Sie konnte sich im November zu ihrem 70. Geburtstag über ein symbolisches Geschenk freuen: Sie bekam eine schöne Glückwunschkarte – und eine Frau im sambischen Gwembe-Tal dafür zwei Ziegen im Wert von 45 Euro. Die ersten Zicklein wird sie an eine andere bedürftige Familie in der Nachbarschaft weitergeben. **So herrscht dreifach Freude**: bei der Ex-Ministerin, bei den Frauen in Sambia und bei den Schenkenden, Ehepaar Arnold aus Wiesbaden, das schon lange zu den Gossner-Unterstützern zählt.

„Übrigens haben wir noch ein zweites Ziegenpärchen verschenkt, unserem sechsjährigen Enkel Julius und seiner vierjährigen Schwester Valérie. Damit das für sie etwas anschaulicher wird, haben wir zwei kleine Kunststoff-Ziegen dazugestellt. Das hat ihnen so gut gefallen, dass sie stolz im Kindergarten erzählt haben: ‚Wir haben zwei Ziegen in Sambia!‘“

Geschenke mit Herz und Hand: So heißt die neue Geschenk-Idee der Gossner Mission, die wir Ihnen in unserer letzten Ausgabe vorgestellt haben. Mit Erfolg: Zu Weihnachten – und zu manchem Geburtstag in den vergangenen drei Monaten – freuten sich **112 Beschenkte** über eines der symbolischen Geschenke mit Herz und Hand. So kamen insgesamt **5.000 Euro** für die im Geschenke-Flyer vorgestellten Projekte zusammen. Benötigen auch Sie ein Geschenk für einen lieben Menschen? **Zum Geburtstag, zur Taufe, zu Ostern?** Dann haben wir die Geschenk-Idee für Sie!

i Weitere Infos: www.gossner-mission.de
Oder bestellen Sie unseren Geschenke-Flyer:
Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder mail@gossner-mission.de

DANKE

2012 Spendenplus von 3,5 Prozent erzielt

Ganz herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern, die uns 2012 unterstützt haben! Mit ihrer Hilfe konnten wir ein **sehr gutes Spendenergebnis** erreichen, das nun unserer Arbeit und unseren Projekten zugute kommt. Insgesamt gingen **297.975 Euro** ein; rund 10.000 Euro mehr als 2011. So erzielten wir **ein Plus von 3,5 Prozent** bei den Spendeneinnahmen und freuen uns über das beste Spendenjahr seit 2005. „Die Gossner Mission steht mit ihren mehr als 175 Jahren Erfahrung für Verlässlichkeit und für effektive Programm- und Projektarbeit. **Wir sind dankbar**, dass unsere Unterstützerinnen und Unterstützer dies anerkennen und honorieren“, betont Direktor Dr. Ulrich Schöntube. Auch das DZI-Spendensiegel sei ein Zeichen für den verantwortungsvollen und effektiven Einsatz der Spenden. „So können die Unterstützerinnen und Unterstützer sicher sein, dass ihre Spende ankommt!“

DIE GUTE TAT

Gossner Mission sagt Danke

Zahlreiche Aktionen zugunsten der Gossner-Arbeit werden alljährlich geplant und realisiert. Leider können wir hier nicht alle würdigen. Zumal einige in aller Stille passieren.

Hier einige Beispiele: In Stuttgart hatte Ärztin **Dr. Elke Mascher** die **Franz-Schubert-Schule** besucht und dabei über ihre Einsätze in Nepal berichtet. Daraufhin bastelten die Kinder Lesezeichen und verkauften sie auf dem Herbstbasar der Evangelischen Kirche in Stuttgart-Botnang. **280 Euro** kamen so zusammen, die der **Aktion Babykleidung** des Hospitals Chaurjahari zufließen. +++++ Auch Kinder der **Grundschule Am Gutspark** in Falkensee (Brandenburg) beschäftigten sich im Religionsunterricht mit Nepal und den Lebensverhältnissen dort. Plätzchen und Kuchen wurden gebacken und bei klirrender Kälte von den Viertklässlern selbst verkauft. Der Erlös? **800 Euro** für das Missionshospital Chaurjahari. +++++ Schon Tradition hat die Sternsingeraktion der **Grundschule Ehrentrup** in Lage/Lippe: Die jungen Sternsinger machten sich wie jedes Jahr auf den Weg – und kamen mit **350 Euro für die Partnerschule** in Tezpur/Indien zurück! +++++ Anlässlich seiner **Goldenen Hochzeit** hatte ein Ehepaar aus Oldenburg für das Internat in Dhading/Nepal um Spenden gebeten. So trägt das Ehepaar mit seiner Aktion dazu bei, den **Kindern aus den Bergen Nepals** eine Chance und eine Perspektive fürs Leben zu schenken.

+++++ Auch in Bielefeld wurde gefeiert: Anlässlich des gemeinsamen 50. Geburtstages baten **Dr. Ute Walter** und **Stefan Brams** um Spenden für das **Gesundheitsprojekt der Gossner Kirche** in Indien. Der Erlös – **500 Euro** – soll der Ausbildung von Gesundheitshelferinnen dienen, die sich auf dem Land um die Ärmsten kümmern.

Wir sagen allen ganz herzlich DANKE – und bitten um Verständnis, wenn hier eine Aktion unerwähnt geblieben sein sollte.

Foto: Jutta Klimmt

Bitte berichten Sie uns von Ihren Spenden-Aktionen und regen Sie andere zum Mitmachen an. E-Mail genügt: mail@gossner-mission.de

NACH REDAKTIONSSCHLUSS

... bloggte der Direktor auf seiner Indienreise

Zu einem Arbeitsbesuch der Partnerkirche in Indien, der Gossner Kirche, brach **Direktor Dr. Ulrich Schöntube** im Januar auf. Neben Gesprächen mit der Kirchenleitung und dem Mitarbeiter der Gossner Mission in Ranchi, Alex Nitschke, sowie unserem Freiwilligen Johannes Heymann standen u. a. Besuche im Krankenhaus Amgaon und im Ausbildungszentrum Govindpur an, im Archiv und im Martha-Kindergarten.

Das alles ist aufgezeichnet und nachträglich höchst amüsant nachzulesen im täglichen **Indien-Blog** des Direktors.

www.gossner-mission.de/pages/blog-indien-1-2013.php

Foto: © umabatata - Fotolia.com

REZEPT

Aus Uganda: Kochbananen

Matoke ist das Nationalgericht Ugandas und besteht aus den grünen oder gelblichen Kochbananen (auch Mehlbananen genannt) als wesentlicher Zutat. Geschmacklich unterscheiden sie sich von den Bananen, die wir in Deutschland meist kennen, sind aber mit diesen verwandt. In Afrika sind Kochbananen in vielen Ländern Grundnahrungsmittel. In Deutschland gibt es sie mittlerweile in gut sortierten Obst- und Gemüseläden zu kaufen. Guten Appetit!

Matoke mit Fleischsauce

Zutaten für 2-3 Personen

für das Matoke:
5-8 Kochbananen (je nach Größe), Wasser, Salz, Pfeffer, eine Handvoll Erdnüsse (im Mörser zu Brei zerstampft).

für die Sauce:
300 g Ziegenfleisch (ersetzbar durch Rind oder Huhn), 3 Esslöffel einfaches Speiseöl, 1 große Zwiebel grob zerkleinert, Pfeffer, Wasser oder Fleischbrühe, 10 g Currypulver, 2 Chilischoten, Brühwürfel zum Abschmecken.

LESERUMFRAGE

Sagen Sie uns Ihre Meinung!

Wir wollen für Sie noch besser werden! Und deshalb liegt dieser Ausgabe ein Umfrage-Formular bei. Dort haben Sie die Möglichkeit, unsere Zeitschrift zu kommentieren, Fragen zu stellen, Anregungen zu geben. Wir bitten Sie: Füllen Sie das Formular aus und senden Sie es uns zurück; bitte auch mit kompletter Adresse, damit wir Sie auch in Zukunft korrekt anschreiben können. Unter den Antworten, die uns bis zum 20. März erreichen, verlosen wir 5 afrikanische Zebra-Tassen und 5 Gossner-Jubiläumsbücher. Bitte machen Sie mit, und bitte helfen Sie uns, noch besser zu werden.

Foto: Gerd Herzog

Zubereitung

Für das Matoke die Bananen mit dem Messer quer in zwei Teile schneiden und dann abschälen. Die geschälten Stücke in fingerdicke Scheiben schneiden und mit den Erdnüssen ins Salzwasser geben und erhitzen – die Bananen müssen nicht bedeckt sein. Aufkochen lassen, umrühren und weiterkochen. Den Pfeffer zugeben und öfters umrühren. Das dauert je nach Sorte nicht länger als 10-20 Minuten. Das Ganze sollte jetzt breiartig sein; evtl. mit Gabel oder Kartoffelstampfer nachhelfen. Abschmecken, aber dran denken, dass eine kräftig gewürzte Sauce den Brei begleiten wird.

Das Fleisch von Fett und Sehnen befreien, in Gulaschstücke zerlegen und mit der Zwiebel kräftig im Öl anbraten, nicht sofort umrühren, das löst sich dann schon vom Topfboden. Wenn schön braun, mit Wasser oder Fleischbrühe ablöschen. Die zerkleinerten Chilischoten (nach dem Schneiden nicht mit den Fingern ins Auge!) mit den Kernen und das Currypulver hinzufügen. Aufkochen und ca. 45 Minuten köcheln lassen. Mit Pfeffer und eventuell Instant-Brühe abschmecken. Servieren wie Kartoffelbrei mit Gulasch.

IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 6800 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 14.01.2013

Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt, Henrik Weinhold
Satz:
Henrik Weinhold
www.webundprint.com
Druck:
Bonifatius-Druckerei
33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
e-mail:
mail@gossner-mission.de
Internet:
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Titelfoto: Frauen in Indien: unterdrückt und diskriminiert. (Mehr: Seite 6)

Foto: © winni - Fotolia.com

FSC
www.fsc.org

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C011558

HIER KÖNNEN SIE HELFEN!

Keine Abschiebung ins Elend

Ramiza (14) ist in Berlin geboren. Als sie sechs Jahre alt war, musste sie mit ihrer Familie nach Serbien ausreisen. Als Angehörige der Roma-Minderheit lebte die Familie dort unter schwierigsten Bedingungen. Ramiza konnte nicht einmal zur Schule gehen. Das Foto zeigt eine Elendssiedlung in Belgrad und macht deutlich, wie zahlreiche Roma dort leben müssen.

2010 kehrten Ramiza und ihre Großmutter zurück nach Berlin. Doch ihr Asylantrag wurde abgelehnt; den beiden Frauen drohte die Abschiebung. Mit der Unterstützung des Berliner Flüchtlingsrats und des Grips-Theaters konnte das verhindert werden, Enkelin und Großmutter erhielten eine Aufenthaltserlaubnis und dürfen in Deutschland bleiben.

Ramiza ist kein Einzelfall. Für viele Roma in Deutschland würde eine Rückkehr nach Ex-Jugoslawien die Rückkehr in Armut und Elend bedeuten. Der Flüchtlingsrat versucht mit Härtefallberatung und mit politischer Lobbyarbeit, diesen Menschen eine Zukunftsperspektive zu geben. Denn in ihren Herkunftsländern haben sie keine.

Bitte helfen Sie mit!

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300
Kennwort: Flüchtlingsrat

DZI Spenden-Siegel